

Bible; Rob Pauls: *The World as Sin and Grace: The Theology of Melancthon's Loci communes* (1521). Welche Bedeutung das humanistische Bildungsverständnis für den Weg in die Neuzeit bedeutet, ist schon oft Gegenstand der Forschung gewesen und wird es – gerade angesichts all des Bedauernswerten in unserem Bildungssystem – sicher und hoffentlich noch eine Weile bleiben. Insofern überrascht diese Sektion nicht, und man ist geneigt, von ihr die stärksten, vergegenwärtigenden Tendenzen zu erwarten. Gleichwohl: In dieser Erwartung wird man enttäuscht. Andererseits ergeben sich anregende Perspektiven, wenn etwa Pranger Anselms *sola razione* dem *sola scriptura* Calvins gegenüberstellt, während Pauls' Erklärung der Kapitel von Sünde und Gesetz in den *Loci Melancthon's* wenig Überraschendes bereithält.

Abgerundet wird der Band von einem Register, das irritierenderweise Namen und Sachen zugleich bietet. Hilfreich wäre es gewesen, etwas über die Autorinnen und Autoren zu erfahren, doch ein solches Verzeichnis mit den wichtigsten Informationen fehlt. Dass sich die Autorschaft aus Kollegen und Freundeskreis des Ehrenden zusammenfügt, klingt in der Einleitung an; jedoch hätte man aus der Kenntnis ihrer Forschungsgebiete sicher auch die ein oder andere überraschende Lücke erklären können (etwa das Fehlen verschiedener Humanisten aus dem näheren Umfeld der Reformatoren; und vielleicht auch ein Blick auf die Frage, ob und inwieweit sich bei Luther humanistisches Gedankengut und humanistische Einflüsse finden). So hat der Leser am Ende eine Sammlung von zum großen Teil durchaus spannenden Einzeluntersuchungen vor Augen, die jedoch den Eindruck der Heterogenität nicht vermeiden können. Die Fülle der Beiträge hat verhindert, dass die einzelnen Aufsätze in die Tiefe gehen konnten, was im ein und anderen Fall durchaus zu bedauern ist, andererseits zu weiteren Erkundungen anregen mag. Aber wie bereits zu Beginn konstatiert: Man muss sich fragen, was man eigentlich von einer Festschrift erwartet. Und erwartet man nicht den neuesten und grandiosen Wurf zum Thema „Humanismus“, dann findet man hier durchaus viel Lesenswertes.

Gießen

Athina Lexutt

Stefan Michel, Andres Straßberger (Hg.): *Eruditio – Confessio – Pietas*. Kontinuität und Wandel in der lutherischen Konfessionskultur am Ende des 17. Jahrhunderts. Das Beispiel Johann Benedikt Carpzovs (1639–1699), Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt 2009 (Leucorea-Studien zur Ge-

schichte der Reformation und der Lutherischen Orthodoxie 12), 436 S., ISBN 978-3-374-02725-5.

In den letzten Jahren hat es einige Editionen, Monographien und Aufsatzsammlungen zu einzelnen lutherischen Theologen des 17. und 18. Jahrhunderts gegeben, etwa zu Ä. Hunnius, Joh. Gerhard, Joh. Matth. Meyfart, Abr. Calov, Joh. Andr. Quenstedt, Joh. Fr. König, V. E. Löscher, E. S. Cyprian und anderen. Neben diese Arbeiten tritt der hier zu besprechende Aufsatzband zu einer 2007 abgehaltenen Tagung, Johann Benedikt Carpzov (1639–1699) scheint nicht ganz in diese Reihe von namhaften Vertretern der lutherischen Orthodoxie zu passen. Der Forschung war er bislang vor allem wegen der Leipziger Auseinandersetzungen um den Pietismus Anfang der 1690er Jahre ein Begriff, nicht jedoch als wichtiger Theologe und Kirchenmann seiner Zeit. Aber eben diese Beteiligung an den Leipziger Auseinandersetzungen, die nach Meinung der Herausgeber eine Zäsur innerhalb der Geschichte des frühneuzeitlichen Luthertums sind, wird zum Anlass, ihn näher in den Blick zu nehmen. Das für die frühneuzeitliche Kirchengeschichte zentrale Wechselverhältnis von „Kontinuität und Wandel“, das in den Leipziger Auseinandersetzungen aufbrach, soll am Beispiel des Lebenswerks eines Beteiligten, und zwar eines letztlich erfolglosen Verteidigers des orthodoxen Luthertums, beleuchtet werden. Die These des Bandes ist, dass Carpzov die durch die Verbindung von Gelehrsamkeit, Bekenntnis und Frömmigkeitspraxis charakterisierte „Konfessionskultur“ des orthodoxen Luthertums repräsentierte und sie in einer Weise gegen den Ende des 17. Jahrhunderts einsetzenden Wandel durch Pietismus und Frühaufklärung verteidigte, die grundsätzliche Aufschlüsse über die Ausdifferenzierung des frühneuzeitlichen Luthertums ermöglicht.

Der Band gliedert sich in einen für die weitere Forschung grundlegenden biographisch-bibliographischen Überblick von Andres Straßberger (19–60), dann folgen die drei Themenkreise „*eruditio*“ (61–145), „*confessio*“ (147–247) und „*pietas*“ (249–408), die sich mit Carpzovs theologischer Arbeit, seiner Auseinandersetzung mit Pietismus und Frühaufklärung und seinem Predigtwerk beschäftigen, und beschlossen wird er mit einer Edition des für die Pietismusforschung wichtigen Pfingstprogramms Carpzovs von 1691 (411–430). Was unter der Überschrift „*eruditio*“ zusammengestellt ist, widmet sich überwiegend dem familiären und universitären Hintergrund Carpzovs, so Günter Wartenbergs Skizze der Familiengeschichte mit einem angesichts der verwirrenden Namensähnlichkeiten nützlich-

chen Stammbaum (63–72), Detlef Dörings Schlaglichter der Leipziger Wissenschaftsgeschichte in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts (73–91), Andreas Gößners Darstellung der Leipziger Theologischen Fakultät zu Carpzovs Zeit (93–106) und Dietrich Blaufuß' Auswertung des Briefwechsels zwischen Carpzov und Gottlieb Spizel (107–124). Nur ein Beitrag dieses ersten Teils beschäftigt sich eingehender mit Carpzovs theologischem Profil: Stefan Michels Studie zu seiner alttestamentlichen Exegese (125–145). Nimmt man dazu den Abschnitt zur „eruditio“ aus Straßbergers Einleitung (21–36), so zeigt sich, dass Carpzov in Form und Inhalt ein typisch orthodoxer, der in Kursachsen herrschenden Lehrrichtung verpflichteter Theologe war. Die unter der Überschrift „confessio“ versammelten Beiträge des zweiten Teils zeigen das Profil Carpzovs deutlicher. Während Sascha Müllers Vergleich der alttestamentlichen Exegese von Carpzov und Richard Simon (149–159) nur eine Skizze bietet und Stefan Michels Beschäftigung mit Carpzovs Lehr- und Liedpredigten (203–222) mehr im allgemeinen von den Predigten als im besonderen von ihren kontroverstheologischen Inhalten handelt, sind die Aufsätze von Ernst Koch über Carpzovs Verhältnis zu Philipp Jakob Spener (161–182), von Susanne Schuster über sein Verhältnis zu August Hermann Francke (183–202) und von Markus Matthias über sein Verhältnis zu Christian Thomasius (223–247) wichtige, durch die Erschließung neuer Quellen weiterführende Forschungsbeiträge. Dieser Teil ist besonders für die Pietismus- und Aufklärungsforschung interessant, weil hier für die Formierung von Pietismus und Aufklärung wichtige Quellen und Ereignisse aus der Perspektive der orthodoxen Leipziger Theologie Anfang der 1690er Jahre behandelt und die bis heute nachwirkenden Selbstdeutungen etwa von Francke und Thomasius kritisch hinterfragt werden. Am umfangreichsten ist der mit „pietas“ überschriebene dritte Teil, der Carpzovs Predigttheorie und -praxis als Beispiel der „Predigtkultur in der lutherischen Orthodoxie“ behandelt. Den Anfang machen zwei Beiträge zur Predigttheorie von Albrecht Beutel über die Grundzüge von Carpzovs Homiletik (251–260) und von Andres Straßberger (261–314) über das homiletische Theorieelement der „memoria“, seine Relevanz für die besonders an der Lehrvermittlung interessierte Predigt des orthodoxen Luthertums und seine Rolle in den Auseinandersetzungen von Orthodoxie, Aufklärung und Pietismus. Straßbergers Aufsatz ist in zweierlei Hinsicht interessant: Zum einen vermag er die Grundthese des Bandes an einem konkreten Einzelproblem plausibel zu

machen, indem er zeigt, „dass der frömmigkeits- und kirchengeschichtlich epochale Übergang von der Orthodoxie zu Pietismus und Aufklärung sich [...] als Krise der lutherisch-orthodoxen memoria-Kultur im allgemeinen und der memoria-orientierten Predigtkultur im besonderen äußerte“ (291), zum anderen zeigt er – wodurch er sich als gewichtiger Beitrag zur predigtgeschichtlichen Forschung erweist –, dass sich der lehrhafte Charakter der lutherisch-orthodoxen Predigt nicht nur der reformatorischen Korrelation von Wort und Glaube, sondern auch einer bestimmten Anthropologie und Psychologie verdankt. Daneben stehen Aufsätze von Joachim Jacob über Carpzovs Predigten zu biblischen Tugendsprüchen (315–328), von Katrin Löffler über die Leichenpredigten Valerius Herbergers und Carpzovs im Vergleich (329–361) und von Michael Beyer über die Sammelbände mit Carpzovs Leichenpredigten mit einem detaillierten, prosopographisch wertvollen Verzeichnis zu den einzelnen Leichenpredigten (363–408), die einen wichtigen Teil der pastoralen Tätigkeit Carpzovs materialreich nachzeichnen und die predigtgeschichtliche Forschung um ein weiteres Beispiel eines produktiven Predigers und Erbauungsschriftstellers des 17. Jahrhunderts bereichern.

Nach der Lektüre des vielfältigen und interessanten Bands stellt sich die Frage, ob das im Titel angedeutete Vorhaben, den Umbruch vom orthodoxen Luthertum zu Pietismus und Aufklärung am Beispiel eines einzelnen Beteiligten zu erschließen, gelungen ist. So sehr man im Laufe der Lektüre Carpzovs Leben und Werk mitsamt seiner theologischen und kirchlichen Kontexte kennenlernt, so wenig überzeugt letztlich die dem Ganzen zugrundeliegende These von der Bedeutung der Person Carpzovs und seiner Auseinandersetzungen mit Pietismus und Frühaufklärung. Carpzov war ein typischer Vertreter des orthodoxen Luthertums und ein profiliertem Gegner des sich formierenden Pietismus, aber weder sein akademisches noch sein kirchliches Wirken heben ihn aus der Vielzahl der lutherischen Theologen und Pfarrer seiner Zeit heraus, die alle auf ihre Weise das Erbe der Reformation, wie sie es verstanden, für ihre eigene Gegenwart zu bewahren und relevant zu machen versuchten. Das Bemühen, am Beispiel eines einzelnen Akteurs den Umbruch innerhalb des frühneuzeitlichen Luthertums zu beschreiben, ist nicht unproblematisch. Nicht umsonst ist es eine von der älteren Forschung – mit der sich der Band respektvoll, aber zurecht kritisch auseinandersetzt – ganz unzureichend bearbeitete und bis heute offene Frage, wie sich die Geschichte des nach-

reformatorischen Luthertums zwischen Augsburger Religionsfrieden und Französischer Revolution untergliedern läßt und wie die drei in den Überblicksdarstellungen üblicherweise nacheinander abgehandelten Komplexe von Orthodoxie, Pietismus und Aufklärung zeitlich und sachlich miteinander in Zusammenhang stehen. Dabei auf einzelne Personen und Ereignisse zu rekurrieren und in ihnen Wendepunkte oder Übergangsphänomene einer Entwicklung zu sehen, ist durchaus legitim, hat aber bislang nicht zu konsensfähigen Ergebnissen geführt. Das frühneuzeitliche Luthertum ist zu komplex und die zeitliche Überlappung und inhaltliche Verquickung von Orthodoxie, Pietismus und Aufklärung zu eng, als dass man in sich geschlossene Komplexe und Teilperiode innerhalb des nachreformatorischen Luthertums sauber voneinander scheiden könnte. Aber auch wenn der zu besprechende Band seinen Ansatz nicht ausreichend plausibel durchführen kann, bereichert er gerade durch den um dieses Ansatzes willen betriebenen Aufwand an historischer Detailforschung unsere Kenntnis des orthodoxen Luthertums am Ende des 17. Jahrhunderts und der Frühzeit von Pietismus und Aufklärung. Und vor allem bietet er ein verlässliches, differenziertes und forschungsgeschichtlich reflektiertes Bild eines Theologen, an dem man Eigenart und Grenze des orthodoxen Luthertums beispielhaft kennenlernen kann.

*Andreas Stegmann*

*Johannes von Müller, Johann Georg Müller: Briefwechsel und Familienbriefe 1766 – 1789*, hg. v. André Weibel. 6 Bde., Göttingen: Wallstein 2009/2011, 3.326 S., ISBN 978-3-8353-0453-6 (Bd. 1–3) und 978-3-8353-0487-1 (Bd. 4–6).

Zweihundert Jahre nach dem Tod von Johannes von Müller (1752–1809) und zweihundertfünfzig Jahre nach der Geburt seines Bruders Johann Georg Müller (1759–1819) legte der Wallstein Verlag die erste Lieferung einer Briefausgabe vor, die sich zunächst auf drei unkommentierte Textbände beschränkte, im Jubiläumjahr 2009 aber weitreichende Beachtung erfuhr (Heike Schmall: „Ein hypochondrischer Newton der Geschichte“, in: FAZ, 7. September 2009, S. 9; Thomas Maisen: „Der Kündler der Schweizer Nation“, in: NZZ, 28. Mai 2009, S. 42). Zwei Jahre später komplettieren die beiden Kommentarbände und ein Abschlußband mit monographischem „Nachwort“ (Bd. 6, S. 5–414), editorischem Bericht und Register die zweifelsohne wichtigste Einzelveröffentlichung zu den Müller-

Brüdern seit den Arbeiten von Eduard Haug (1856–1932). Der spätere Rektor der Kantonschule Schaffhausen hatte 1893 als junger Lehrer den „Briefwechsel der Brüder J. Georg Müller und Joh. v. Müller 1789–1809“ in zwei Teilen publiziert. Die nun vorgelegte Briefausgabe schließt an den zeitlichen Rahmen von Haug an und ergänzt die Materialien bis 1789. Zugleich erweitert die Edition den dokumentierten Personenkreis auf die „nächsten Verwandten und Angehörigen“ (Bd. 6, S. 433). Im wesentlichen handelt es sich dabei um die Eltern (Johann Georg sen. und Anna Maria) sowie die Schwester (Magdalena Elisabeth). In den späten Jahren tauchen punktuell auch Johann Georgs Ehefrau (Maria Katharina) und Johannes' Bediensteter Andreas Bellois auf.

Die 643 chronologisch angeordneten, mustergültig edierten und mit größter Sach- und Literaturkenntnis kommentierten Briefe sind nicht nur lebens- und werkgeschichtlich höchst aufschlußreich. Theologie-, frömmigkeits- und wissenschaftsgeschichtlich dokumentieren sie die Entwicklungslinien zweier Männer, die vom Pfarr- und Elternhaus in Schaffhausen ausgehen, mit gut zehn Jahren Abstand für das Theologiestudium nach Göttingen führen und in ganz unterschiedliche geographische und berufliche Wirkungskreise münden. Während Johannes als Historiker, Bibliothekar, Diplomat und Politiker auch in gefühlter Distanz zu Schaffhausen Karriere machte, kehrte der jüngere Bruder in die Heimatstadt zurück. Nähe und Distanz zwischen den Brüdern ist ein Grundthema der Briefe, aber auch die Nähe und Distanz zu Schaffhausen durchzieht die Dokumente. Denn so vielfältig die Abfassungsorte der Briefe sind: Schaffhausen markiert den Knotenpunkt der Korrespondenz. Die Briefe Johannes' richten sich zunächst an die Eltern, dann an den Bruder in Schaffhausen. Die Briefe der Eltern antworten fast ausschließlich aus Schaffhausen. Und die Briefe Johann Georgs stammen entweder aus Schaffhausen oder sind während der Zürcher (1779), Göttinger (1780f.) und Weimarer Zeit (1781f.) für die Eltern in Schaffhausen bestimmt. Der Anteil einer direkten Korrespondenz zwischen den Brüdern außerhalb der Heimatstadt ist ebenso klein wie die zeitliche Überschneidung der auswärtigen Aufenthalte.

In einer seltenen Intensität eröffnen die Briefe Einsichten in die familiären Ängste und finanziellen Belastungen, die sich mit dem theologischen Studium verbanden. Für Johannes stellte sich diese Situation anders dar als später für Johann Georg. Die zwei Göttinger Jahre des älteren Bruders (1769–1771) fanden zu Lebzeiten des Vaters statt, der die akademische Ausbildung akribisch vorbereitete (bis